



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Elegie, September 1823

Goethe, Johann Wolfgang von

Weimar, 1900

Goethes Reinschrift mit Ulrikens von Levetzow Brief an Goethe und ihrem Jugendbildniß.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61709](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61709)

Elegie

September 1823.

Goethes Reinschrift

mit Ulrikens von Leveřow Brief an Goethe
und ihrem Jugendbildniß.

Herausgegeben

von

Bernhard Suphan.

Weimar.

Verlag der Goethe-Gesellschaft.

1900.



7134398



86
CMB
1031

Als Dankette an Herrn Prof.
Wolff verkauft

Mey. 25.5.50 D. Dunkel



Grafen von Hohenhausen

Ich werde mir heute Nacht um das Angelegenheit besorgen
den ganzen Tag mit Ihnen in aller Eile zu erledigen, denn
wenn wir es nicht in acht Stunden besorgen wird nicht
bleibe zu hoffen, da die zwei letzten in dieser Minute
den Kommandanten ist es nicht anders als wenn ich nicht
wäre und das ist es nicht in Ihrer Handlung zu sein, da
diese mir nicht unangenehm sind und wir hoffen an dem Tag
zu sein das es nicht geschehen ist. Sie haben immer
wieder Hoffnung für Ihre Handlung und Ihre Handlung
und freundlicher Absichten an und müssen sich nicht
sorgen um

Ihre ergebene Dienstreue
Wied



Grafen von Gersheim Raths

Grauburg von einem Grafen selbst wie das Ungewöhnliche bequemer
die ganze Zeit mit. Thora in alle Wege zu überwinden, darauf
nehmen wir uns sehr in Sicht das eigentliche Gersheim ist nicht das
Hoch zu überwinden, da die meisten Gersheimer in ihrem Willen
haben können, jedoch ist es nicht, aber gewiss nicht besten, denn
wir wollen das Spiel in ihrer Geduldhaft zu sein, und dass wir
dieser wir sich nicht zeigen, und wir hoffen um den Tag das die
und die das selbst zu machen. Aufpassen die dieser unsere besten
möglichste Schritte für die Zeit und Ihre Zufriedenheit, wenn wir
mit freundlichen Aufmerksamkeiten und wir werden sich nicht aufpassen
zu sein zu

Ihre ergebene Dienerin
Wied

Der Goethegesellschaft die Weihnachtsgabe des Jahres 1900 darzubringen, haben Goethe-Nationalmuseum und Goethe-Schiller-Archiv sich verbunden. Unser Jahrbuch eröffnete sich mit einem Beitrage, der Ulrike v. Levetzow als Nachruf und Ehrengedächtniß gewidmet war; die Briefe Goethes an sie und ihre Mutter wurden bekannt gegeben mit Erläuterung und Nachwort, die auf urkundlich feststehendem beruhen. Das schönste Bild Ulrikens, das wir damals besaßen, ihr Porträt im 30. Lebensjahre, zierte den Jahrbuchband. Nun aber soll noch ein Mal „die lieblichste der lieblichsten Gestalten“ sich darstellen, so wie sie zuerst dem Dichter erschienen ist und wie er sie im Herzen gehegt hat. Ihr Bild aus den Tagen beglückenden Zusammenseins, ein Blatt von ihrer Hand, schließlich die poetische Urkunde, in der ihr verklärtes Abbild erscheint, diese drei, zu einem Angebinde vereinigt, wollen sie den Verehrern Goethes nahe bringen im Sinne des Dichters, „zum reinsten Dank“ dafür, daß sie einst ihm „zur Freude“ da gewesen ist und auf ihn auch aus der Ferne noch in Stunden glücklicher Erinnerung eingewirkt hat als „ein lebenswürdig Wunderzeichen“.

Über unserem Unternehmen hat ein freundlicher Stern gestanden. So wurde empfunden, daß eben in den Zeiten der ersten Vorbereitung aus dem Trizibitzer Schlosse, in dem Ulrike ihre Tage beschloßen hatte, geschenktweise ihr Jugendbildniß in Goethes Haus gelangte, das hier seit dem Frühjahr von manchem Besucher mit inniger Freude angeschaut worden ist. Dem Neffen Ulrikens, Freiherrn Adalbert von Rauch, werden mit uns nun auch alle Dank wissen, denen ihr „allerliebstes Treugesicht auf holder Schwelle hier begegnet“. Das Original*) ist ein fast lebensgroßes Pastellgemälde, das Ulrike im Alter von siebzehn Jahren darstellt, also wie sie in Marienbad 1821 Goethe entgegengekommen ist. Das von einem tüchtigen Künstler (sein Name ist bisher nicht ermittelt) gemalte Bild zeigt sie in dem ganzen Zauber ihrer kindlichen Reinheit; die blauen Augen blicken unter den krausen braunen Locken unschuldig und treuherzig in die Welt, und wir begreifen, wie das „Töchterchen“ so früh dem Dichter es „angethan hat“. Dieser fein geformte Mund, will es uns bedünken, eröffnet sich zu den Mahnungen kindlicher Weisheit, die er von ihrer reinen, freien Stirn abgelesen hat. „Es ist, als wenn sie spräche“ — so, mit leichter Abbiegung, mag man die Worte der „Elegie“, die ihr selbst gelten, auch auf ihr Bild anwenden.

*) Nach C. Rulands Bericht über die Schenkung, Weimariſche Zeitung, 17. März 1900.

Ein Bild Ulrikens hat Goethe nicht besessen. Er mußte sich genügen lassen an dem, was er selbst als Surrogat oder Supplement des Portraits bezeichnet. Durch ihre Handschriften wurden ihm, dank der ihm verliehenen Gabe sinnlicher Anschauung und der Übung „auf die Symbole zu achten“, bedeutende Personen „auf eine magische Weise vergegenwärtigt“. Nur drei Mal, meines Wissens, hat Ulrike an ihn geschrieben. Der „holde Brief“, der ihm ihre guten Wünsche zum Jahre 1823 überbracht hat, ist mit andern Urkunden dieses Jahres leider verloren gegangen, und vorhanden sind nur die beiden kürzeren Zuschriften, in denen sie gemeinschaftlich mit der Mutter und den Schwestern sich zum Geburtstage eingefunden hat. Es geschah das erste Mal im Jahre 1824 zu stiller Wiederholung der vorjährigen gemeinsamen Feier. Goethe hat den Brief in dem Becher geborgen, den ihm die Familie bei jenem fröhlichen Karlsbader Feste beschert hatte, um beides „immer zur Seite“ in seinem Schreibtische aufzubewahren. Drei Mal hat er für diese Gratulation gedankt, in der er „mit niedlicher Schrift ein wahres Familienwohlwollen so lieblich ausgedrückt“ fand. „So will ich nur zu dem lieben Familienblatte zurückkehren, das mir gar manchen einsamen Winterabend Gesellschaft leistete. Ich zündete ein paar Lichter mehr an, nahm es vor Augen und fühlte mich jederzeit in Ihre Mitte versetzt. Da segnete ich dem jenen glücklichen Gedanken, oder vielmehr das reine Gefühl, das Ihnen eingab sich mit dem lieben Blatte zu beschäftigen, und mir, in der Überzeugung, daß ich einen herzlichen Ausdruck Ihres gemeinsamen Wohlwollens gar wohl durch meine treue Anhänglichkeit verdient, einen solchen Beweis zukommen lassen. Gewiß fand ich mich dadurch oft unter Ihnen, wohin ich mich stets wünsche, und wiederholte das Erfreuliche, was mir drei Sommer in Ihrer Gegenwart und Umgebung zu Theil geworden.“ Als drei Jahre später die wiederum in Karlsbad weilenden Lieben noch einmal jenen „zierlichsten Gedanken“ verwirklichten, der ihn so hoch entzückt hatte, und ihn gemeinsam aus der Ferne begrüßten, erwiderte er: „Unendlich hat es mich gefreut, auch von Ulrikens lieber zarter Hand einige Züge geneigten Erinnerens zu sehen. Wie glücklich waren die Stunden, die ich an ihren holden Fingern abzählen durfte.“ Drei ganz anspruchslose Zeilen mit dem Namen der Geliebten sind es, woran er sich erquickt, „von geringem Tranke begeistert“, dürfte man sagen. Sie lauten:

Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt ans Ihrem Glase, dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens heute Ihre Gesundheit.

Ulrike.

Goethe hat die Stelle, wo sie sich im Briefe befinden, mit einem hervorstehenden Streif versehen; sie sollten ihm, so oft Erinnerung und Sehnsucht ihn anwandelte, immer gleich vor Augen stehen. „Die Anmuth jener Zustände war von der Art, daß sie uns immer gegenwärtig bleiben müssen“, schreibt er bei jenem Anlaß an Ulrikens Mutter. Schöner ließe sich, was er magisches Vergegenwärtigen nennt, schwerlich erklären. Und die Wahl des „Supplements“ zum Bilde Ulrikens wird hiermit zugleich gerechtfertigt sein.

Nun das Dritte. „Ein wunderbares Lied ist uns bereitet.“ Bei jedem Lesen der „Elegie“ empfängt man diesen Eindruck. Sie gehört im tiefsten Sinne zu den frommen Gedichten Goethes. Sie weckt das „höhere Sehnen“, das Sehnen nach dem, was jenseits, über aller Vernunft ist.

„Der du von dem Himmel bist, . . . süßer Friede“ — der Dichter hat den Segen erfahren und genossen, den er einst, am Hang des Ettersbergs, in jenem seelenverwandten „Nachtliede“ sehnlich herabgerufen hatte. Kein Goethisches Gedicht kenne ich, in dem ein so tiefes eigenes Weh und Leid sich ausspricht. Wir vernehmen Worte aus seinem Munde, an die wir bei ihm, wo er im eigenen Namen redet, nicht gewöhnt sind. Rührender zu sagen, was er leide, ward ihm kaum ein zweites Mal gegeben. Eigenartig und wundersam, wie dem ersten Leser der Elegie, ist uns, ja uns wohl noch mehr, der poetische Ausdruck in seinen Höhen und Tiefen, und so mancherlei man auch aus neuerschlossenen Quellen zu ihrer Deutung herbeileiten möge, so hat der Dichter sich doch sein Geheimniß damit vorbehalten, und wie in jener Dichtung, deren erste Zeile ich eingangs citirte, sagt er uns, und wird er Späteren sagen:

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde.

Es hat mit der Elegie ein eigenes Bewenden. Goethe hat, in der ersten Zeit wenigstens, eine Art von persönlichem Verhältniß zu dieser Dichtung gehabt, wie etwa zu einem Wesen, dem man all sein Glück und all sein Ungemach anvertraut hat. Jedem, der in Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ bewandert ist, wird das erinnerlich sein. Eckermanns Bericht (vom 27. Oktober 1823) darf nirgends fehlen, wo von unserem Gedichte die Rede ist. „Stadelmann (der Diener) brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine Elegie von Marienbad.“ Eckermann schaltet hier ein, was ihm von dem zu Grunde liegenden Erlebnis durch „die allgemeine Sage“ bekannt geworden. „In Marienbad habe Goethe die Bekanntschaft einer an Körper und Geist gleich lebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer rasch seinen Hut genommen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, bei ihr zu sein, er habe glückliche Tage gelebt; sodann, die Trennung sei ihm sehr schwer geworden, und er habe in solchem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum ansehe und geheim halte.“ Nun liegt, wonach er längst Verlangen getragen, ihm vor Augen. „Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äußern, daß er dies Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth halte.“ Goethe hat selbst in jenen Zeiten die Elegie „gelesen und wieder gelesen“. Sie ist ihm zur Seelenarznei geworden. Bei seiner schweren Erkrankung am Ende des Jahres hat Zelter, der den Grund des Leidens in der noch nicht verwundenen leidenschaftlichen Neigung erkannt hatte, ihm die Elegie zu Gehör gebracht „mit inniger Theilnahme“. Die Pein (sagt der herzenskundige Freund) sollte ihm zur Linderung werden, vom Speere, der ihn verwundet hatte, die Heilung kommen. „Es war doch eigen,“ lautet der Dank des Genesenen, „daß Du mir durch Dein sanftes, gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließeest, was mir in einem Grade lieb ist, den ich mir selbst nicht gestehen

mag, und was mir denn doch jetzt noch mehr angehört, da ich fühle, daß Du Dir's eigen gemacht hast." Er fügt hinzu: „Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen, so müßtest Du mir's so lange vorlesen und vorsingen, bis Du's auswendig könntest.“

Der Wunsch, eine Dichtung Goethes so, wie sie aus seiner Feder geflossen, zu besitzen, ist im Kreise der Goethegesellschaft schon öfters geäußert worden. Wenn persönliche Beziehung und individuelles Leben der Handschrift einen Vorzug verleiht, so eignete sich zu dem ersten Versuche, jenes Verlangen zu befriedigen, die Elegie am meisten. Ohne Zweifel ist unsere Reinschrift*) die nämliche, die Eckermann vor Augen gehabt hat. Statt der Decke von „rothem Maroquin“ (d. h. Maroquin-Papier, wie deren noch mehrere vorhanden sind) hat Goethe später die himmelblaue Hülle anfertigen lassen, und es ist wohl nicht ohne Bedeutung, daß er diese, seine Wappenfarbe, gewählt hat.

Sogleich am Tage der Heimkehr, am 17. September, in der ersten ruhigen Stunde hat Goethe „die Abschrift des Gedichtes angefangen“; am 18. sie „fortgesetzt“; am 19. „vollendet“. Fortsetzung und Vollendung sind als Früharbeiten zuerst im Tagebuch eingetragen.

* * *

„Das Marienbader Gedicht“ sagt Eckermann, vermuthlich hat auch Goethe so gesagt. Ich sehe keinen Grund, die örtliche Benennung anzufechten. Neben Marienbad, ja mehr als dieses, ist Karlsbad als Ort des idealisirten Erlebnisses anzusprechen, aber rückblickend umfaßt die Elegie doch eben so das Marienbader Leben, und ihre zartesten Fasern wurzeln in diesem. Die Dichtung geht in dem Erlebnisse nicht auf, deckt sich damit nicht im gewöhnlichen Sinne; so sollen hier auch nur die Hauptzüge festgehalten werden.

Goethe nennt in dem ersten Briefe, den er an Ulrike geschrieben, ihre Mutter einen glänzenden Stern seines früheren Horizonts. Er hatte Amalie v. Levetzow während seines Sommeraufenthalts in Karlsbad 1806 kennen gelernt. Ihre Erscheinung hat (man kann ein Wort seines Tagebuchs kaum anders deuten) dem Bilde entsprochen, das er von Pandora sich innerlich erschaffen hatte. Auch Ulrike, wie sie ihm in erster zarter Blüthe entgegenkam, hat er dichterisch voraus erschaut in Elpore, „der schlanken, holden, niedlichen Gestalt“. Und wohl wie Epimetheus hätte er sie grüßen mögen: „Ich küsse deine Stirn mit leichter Lippe“. Denn sogleich hat sie sein inniges Wohlgefallen erregt, und im zweiten Sommer (1822), den er mit den Ihrigen, im Hause der Großeltern (v. Brösigke) wohnend verlebte, sicherlich mehr als eine flüchtige Neigung. Von tieferem Ergreifen redet der „liebeshmerzliche Zwiegesang“ (in den Gedichten „Holsharfen“ benannt), den dieses Mal das „Scheidegefühl“ ihm entlockt hat. Dies mochte sich in der Entfernung wieder beruhigen; nur ihre „töchterlichen Gesinnungen“ will er im nächsten Neujahrsbriefe beanspruchen. „Möge mir an Ihrer Seite,“ schließt er, „jenes Gebirgsthal mit seinen Quellen

*) Sie gehört zu den handschriftlichen Schätzen der Großherzoglichen Bibliothek aus der klassischen Periode, die zufolge höchster Verfügung im Mai 1890 dem Goethe-Schiller-Archiv übergeben worden sind.

so heilbringend werden und bleiben als ich wünsche Sie froh und glücklich wieder zu finden". Seine dritte Fahrt hat Goethe angetreten mit dem Frohgefühl eines „ins Leben Zurückkehrenden". Er hatte im frühen Jahre eine schwere Krankheit überstanden und fühlte sich nun in seinem ganzen Wesen gehoben. Noch ein Mal nun „ergreift ihn Liebreiz weiblicher Gestalt". Ulrike kam mit ihrer Mutter und den zwei Schwestern am 11. Juli an; Goethe, neun Tage früher angelangt, hatte dem Hause der Großeltern gegenüber sein Quartier genommen. Tag für Tag konnte er sich der liebenswürdigsten Ansprache erfreuen, über fünf Wochen währte der anmuthige Verkehr. Er erhielt eine Fortsetzung, als v. Leveghows am 17. August nach Karlsbad gegangen waren. Goethe folgte ihnen dorthin, nach einem Zwischenaufenthalt in Eger, schon am 25. und verlebte nun, „im Paradies empfangen", in einem Hause mit ihnen wohnend, „unter den zwar kurzen, aber doch goldnen Flügeln des herrlichen Straußes", eine selige Zeit, als deren Höhepunkt „der Tag des öffentlichen Geheimnisses" erscheint, die Feier seines Geburtstags durch einen gemeinsamen Ausflug nach Elbogen. Den lieblichen Inhalt jener Marienbader Wochen hat Goethe in dem Grusse, den er Weimarer Freunden zum 28. August sandte, glücklich formulirt: Hygiea schalltet und waltet in Armidens Gestalt.

Dann weiß sie uns nach aller Art zu firren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.
So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthisch Wesen.

In Saal und Zimmern des v. Brösigkeschen Hauses hatte Hygiea-Armide ihr Wesen, aber noch mehr davor, auf der „Terrasse", einem zu genußreichem Verweilen wie zum Lustwandeln eingerichteten Rasenplatze, auf dem sich „die Gesellschaft" versammelte.^{*)} „Die Gesellschaft der oberen Terrasse, die" (schreibt Goethe) „durch Carl Augusts Gegenwart belebt, kaum eine Pause der Lustigkeit zu machen wußte." Dem innersten Triebe Goethes, dem zur Thätigkeit, konnte das alles doch nur wenig anhaben. Er hat sich zuerst damit beschäftigt, „die Chronik seines Lebens" (die Tag- und Jahreshefte) zu fördern. Wenn weiterhin die Poesie ihre Rechte geltend macht, und die geschichtliche Arbeit von der Naturforschung abgelöst wird und schließlich zurücktritt, so ist Goethes Eigenart auch daran zu erkennen. Zu der „stillen, leidenlosen, immer gleichen" Natur hat es ihn stets gezogen, wenn er eine Störung des inneren Gleichgewichts empfand. „Naturgeheimniß nachzustammeln" gedieh ihm jedesmal zur Beruhigung. Zu Marienbad wie in den Karlsbader Bergen hat er bei seinen Gängen eifrig an dem Gestein gehämmert, ganz besonders aber hat ihn in dieser Zeit „das himmlische Wesen" erfaßt. Wolkengebilde und Luftbewegung zu beobachten ist er nicht müde geworden. Auf Wagenfahrten hielt er, wie ein Freund erzählt, den Blick oft nach oben gerichtet. Und wenn er in der Elegie zuletzt

^{*)} Die Terrasse lag jenseits der Straße, jetzt ist sie nicht mehr vorhanden. Das Bild der ganzen Örtlichkeit ist uns erhalten in einer großen colorirten Ansicht des v. Brösigkeschen Hauses, die Herr Adalbert v. Rauch in das Goethe-Nationalmuseum gestiftet hat.

den Weggenossen zuruft, nicht nachzulassen in alle dem, was die Natur von ihren Getreuen verlange, so hat er eben diesen redlichen Subalternen (dem Diener Stadelmann und dem Schreiber Johann John) für ihren rühmlichen Eifer zugleich in seinen Briefen ihr Recht widerfahren lassen. „Ich führe zwei thätige Jüngere neben mir,“ schreibt er da einmal, „wovon der eine die Erde durchklopft, der andere sich um die Meteore des Himmels bekümmert, und so ist viel gesammelt und bemerkt worden.“ (An Staatsrath Schulz, Eger, den 8. September.) Voran geht das offene, heitere Bekenntniß: „Nach dem Texte der heiligen Schrift muß mir viel verziehen werden; denn ich habe viel geliebt. Hiezu war mir die Zeit gegönnt, ohne daß ich deshalb in der Naturwissenschaft zurückgeblieben wäre.“

Den Einzelheiten des froh bewegten Lebens nachzugehen, ist sein Tagebuch der rechte Ort. Er hat es nach seiner Gewohnheit auch dies Mal stückweise den Seinigen nach Hause gesendet. Scherzweise schreibt er einmal: „Weiß Dame Ottilie im Tagebuch den Worten ‚Terrasse‘, ‚Gesellschaft‘, ‚Familie‘ den rechten Sinn zu geben, so ist sie ganz in meinem Geheimniß.“ Unverkennbar ist, wie er sich mit seinen „Confidencen“ vorzüglich an Ottilie wendet, der er auch vertrauliche Aussprache ankündigt. Ihr theilt er auch die kleinen Gedichte mit, die aus seiner Liebshaft kein Hehl machen — „Fallsterne“ nennt er etliche derselben, „wie sie in schöner klarer Nacht vorüber streifen“. Vertrauen und Zurückhaltung, Erzähltes und behutsam Verschleiertes, beides verdient in diesen Familienbriefen Beachtung. Sie sind zumeist ungedruckt, einige Stellen daraus werden deshalb hier willkommen sein.

Marienbad, 4. August. „Das Schönste (zur Feier des Königs-Geburtstags) kam doch hier oben bei uns zu Stande, wo ein Tanzthee von Herren und Damen zahlreich besucht ward. . . . Ich gelangte erst um Mitternacht nach Hause, woraus Du errathen wirst, daß außer Tanz, Thee, Abendessen und Champagner, wovon ich nichts mitgenoß, sich noch ein Fünftes müsse eingemischt haben, welches auf mich seine Wirkung nicht verfehlte.“

Marienbad, 17.—18. August. „Ich freute mich schon, als August mir von seinem guten Willen gegen Sterling*) schrieb, vom ersten Augenblicke an war ich ihm geneigt, und daß er sich so in uns alle hereinsfügt, ist mir eine wahre Lust. Verzeihung! aber das Zusammensein so guter verständiger Menschen als wir sind, war mitunter so stockend als möglich, zu meiner Verzweiflung; es fehlte ein Drittes oder Viertes, um den Kreis abzuschließen.“

So geh' ich nun von Marienbad weg, das ich eigentlich ganz leer lasse, nur diese zierliche Tonallmächtige (Madame Szymanowska) und den Grafen St. Leu**) noch hier wissend. Alles andere was mich leben machte, ist geschieden, die Hoffnung eines nahen Wiedersehens zweifelhaft. . . .“

Eigenhändig unterschrieben: „Im schönsten Sinne Dein liebender Vater G.“

*) Der Sohn des englischen Consuls in Genua; er war mit einem Briefe Byrons in Goethes Haus gekommen. Goethejahrbuch 20, 16. 23 („ein junger lieber Mann“). 29. Ottilie besonders befreundete sich mit ihm. Einen Brief Goethes an Sterling, Weimar, den 13. März 1823, hat Erich Schmidt mitgetheilt in dem Aufsätze „Helena und Euphorion“, Straßburg 1889.

**) König Louis von Holland. Goethejahrbuch 15, 111—116.

An August. Eger, den 24. August. „Es ist nicht mit Worten auszudrücken, was diese acht Wochen freien, heiter-geselligen Lebens mich wieder hergestellt haben. Nur ist noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die ich erst beim Anhören der Musik gewahr geworden; ohne die Frauen Milder*) und Szymanowska wär' ich nie dazu gekommen. Da aber diese bis zum Bewußtsein emporgehoben ist, so wird auch darauf zu wirken sein. Morgen will ich nach Carlsbad, um auch diese Bilder in mir zu erneuern. . . .“

An August. Carlsbad, den 30. August, mit Tagebuch=Abschrift. „Es erhellt daraus manches Gute und Lustige, sogar, daß der Vater in das neue Jahr hinüber tanzen mußte. Gern gesteh' ich, daß ich mich solchen Wohlbefindens an Leib und Geist lange nicht erfreute, und wünsche nur, diese thätige Heiterkeit mit zu Euch zu bringen. Freilich ist sie gewirkt theils durch ein bleibendes, theils durch ein immer wechselndes Interesse; doch bin ich überzeugt, daß Eure Liebe mir den Sommer in den Winter wird übertragen helfen. . . . Witterung und Zustände sind so verführerisch, daß ich mich gar wohl dürfte verleiten lassen, in diesen böhmischen Zauberkreisen noch eine Zeitlang mit umzukräuseln.“

Es wird in die Reihe leise vorbereitender Andeutungen schon gehören, daß Goethe seinen Brief an den Sohn vom 6. August schließen läßt: „Lebe wohl, mein Bester, und erfreue Dich des Umgangs mit dem Engländer (Sterling); ich habe Dir lange dergleichen gewünscht“, und dann eigenhändig hinzufügt: „Und so möge noch manches Gute kommen und bleiben.“ Daß der „im schönsten Sinne liebende Vater“ gewünscht hat „ein Viertes“ in den häuslichen Kreis, als Schlußglied einzufügen, wissen wir jetzt eben so, wie andererseits, daß das letzte Wort, die förmliche Werbung um Ulrike, weder von seinen Lippen noch aus seiner Feder gekommen ist. Zuerst und zuletzt aber erregt doch in jenen Blättern und in denen, die der Dichter an die nächsten Freunde und Vertrauten gerichtet hat, unsere Theilnahme dasjenige, was über seine seelische Verfassung Aufschluß giebt. An Nees von Esenbeck, den befreundeten Mitforscher am Rheine, schreibt Goethe ein Wort, das dann wie aus der inneren Cella der Elegie erschallt, schon am 22. August, während jener kurzen Zwischenzeit vor dem „Wiedersehen“. Er will aussprechen, wie die von jenem gesandten Blätter zur Naturwissenschaft, in reiner Luft einer bedeutenden Bergeshöhe, im freien und Stillen wiederholt gelesen, auf ihn gewirkt haben. „Möcht' ich mich fromm und kurz fassen, so müßt' ich sagen: es kam augenblicklich der Friede Gottes über mich, der, mich mit mir selbst und der Welt ins Gleiche zu setzen, sanft und kräftig genug war.“ Das zarte Gewebe, das von hier aus sich zur Dichtung hinüberspinn, wird sichtbar, wenn er nun fortfährt: „Wie doch alles Höhere, im Wissenschaftlichen und so durchaus, alsbald ethisch wirkt und so viel sittlichen Vortheil bringt.“ Aber daneben thut sich doch, schwer zu verstehen, wie in der Elegie auch, ein Gegensatz fund, ein ekstatischer Zug. Goethe macht sich Sorge wegen einer „gewissen Reizbarkeit“, deren er

*) Frau Anna Milder-Hauptmann, Opernsängerin in Berlin. Goethe an Schulz 19. August 1825: Madame Milder hab' ich singen hören, im engen Kreise, kleine Lieder, die sie groß zu machen verstand; es ist auch gut, daß man dergleichen Musterstücke nur unerwartet vernimmt. Ein Vers an sie „mit einem Exemplar der Iphigenie, Juli 1826“, Werke 4, 272.

nicht Herr zu werden vermag. Während der Tage in Eger hat er wohl Anlaß gefunden sich zu beobachten. Nun schreibt er darüber, wie an den Sohn und am nämlichen Tage (24. August), auch an Zelter, den erprobten Freund, bei dem er ein volles Verständniß voraussetzen kann. „Nun aber“ — er hat vorher nur mit leichter Wendung des Dienstes gedacht, den er sechs Wochen lang „einem hübschen Kinde“ gewidmet — „Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen!“ Nächst dem Gesang der Milder und Szymanowska rechnet er dahin sogar die öffentlichen Concerte des Jägercorps und versichert, er würde jetzt, wäre er bei Zelters Liedertafel anwesend, beim ersten Tacte den Saal verlassen müssen. Darum wünscht er den Freund sich zur Seite. „Du würdest mich durch allmähliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Ursache jenes Phänomens anzusehen ist.“ Noch nachdem er in der That die heilsame Wirkung von Zelters Umgang und seiner mitfühlend einsichtigen Leitung erfahren hatte, ist er hierauf zurückgekommen. „Die große Erregbarkeit“ (schreibt er ihm am 9. Januar 1824) „die sich schon in Böhmen, wie Du weißt, an der Musik manifestirte, ist's doch eigentlich, die mir Gefahr bringt; ob ich ihr gleich nicht feind sein kann, da ich ihr denn doch eigentlich jenes Gedicht verdanke, an dem Gefühl und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit sich so gern wieder anfrischt.“ Gemeint ist die Elegie. Aber auch das frühere Gedicht schon, dessen Ton und Weise sich in der Elegie fortsetzt, ich meine die an Frau Szymanowska gerichteten Stanzas (gedichtet Marienbad den 16.—17. August), webt ganz in diesem Elemente und ist aus einer Seelenverfassung gestossen, ganz angethan dazu, „das Doppelglück der Töne wie der Liebe“ zu empfinden und „den Götterwerth der Töne wie der Thränen“. Wie schon in dem ersten Scheidegesang, den „Volscharfen“, ergießt sich durch die Elegie und das ihr zeitlich nächst vorangehende Gedicht ein „Quell sehnücht'ger Thränen“, entsprungen aus der dunkeln Gefühlsregion, emporgetrieben durch sympathische Regung, die, sich stetig steigend, zur Krankheit werden muß. Es sind „wahre und wirkliche“ Thränen des Dichters, der wie Epimetheus fühlt:

Der Thränen Gabe, sie versöhnt den grimmigsten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.

Aus einem so gesteigerten Gefühlsleben erklärt es sich vollends, daß Goethe die kindhafte Neigung des geliebten Mädchens in seiner Vorstellung erhöht und dem Gedanken Raum gegeben hat, „ihr zu gehören“, und sie sich zuzueignen. In den Karlsbader Tagen besonders; diese, und die Abende zumal wurden in traulicher Häuslichkeit verlebt. Man saß am runden Tische beisammen, die Schwestern lasen vor, Goethe gab lehrende Winke dazu. Ulrikens Stimme übte da ihren magischen Reiz; er erfreute sich an ihrem Vortrage, „dem ihre natürliche Anmuth so viel Gefälliges gab“. Und näher verwandt und verbunden fühlte er sich, wenn die Mutter ihn tiefere Blicke in den Gang ihres eigenen Lebens thun ließ.

„Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.“ Am Morgen des 5. September tritt Goethe die Heimfahrt an. Ein unbequemer Besuch kürzte ihm die letzten schönen Minuten; „nachdem

der sich entfernt, allgemeiner, etwas tumultuarischer Abschied". Für ihn ist hinfort der Scheidefuß „ein treu verbindlich Siegel" gewesen. „Ganz wie in der Stunde des Abschieds treu zugehörig" lautet das Schlußwort in einem seiner späteren Briefe.

* * *

„Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes. Als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen. . . . Ich schrieb das Gedicht unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens 8 Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es Abends auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus Einem Gusse." So hat Goethe, als er abermals Eckermann die Elegie nach dem Lichtanzünden zeigte, sich zu ihm ausgesprochen, oder genauer, so hat sich das von Goethe Gesprochene in Eckermanns Gedächtniß erhalten. Er war es werth, die ersten Mittheilungen des Dichters zu empfangen, seine Beobachtungen über die Elegie beweisen das feinste Verständniß und Mitgefühl, man kann nichts Schöneres darüber sagen. Auf seine Bemerkung: „Das Gedicht hat in seiner ganzen Art viel Eigenthümliches, so daß es an keins Ihrer andern Gedichte erinnert," hat Goethe erwidert: „Das mag daher kommen: ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie, ohne Übertreibung, so hoch zu steigern wie möglich." Man kann sich von dem Boden, aus dem die eigenartige Pflanze erwachsen ist, eine Vorstellung bilden; über ihr Keimen und Heranwachsen aber steht dem Dichter allein zu Aufschlüsse zu geben. In Eckermanns Aufzeichnungen finden sich ein paar Versehen, die seiner Gewährschaft indessen durchaus keinen Eintrag thun. Wir können sie aus dem Tagebuche Goethes berichtigen, Karlsbad für Marienbad einsetzen u. s. w.; das hauptsächlichliche aber wird durch das Tagebuch beglaubigt.

5. September. „Abgefahren nach 9 Uhr. Halb 1 Uhr in Zwota. Abschrift eines Gedichts." Am Spätmachmittag kommt Goethe auf Schloß Hartenberg an, wo er als Gast des Grafen Joseph Auersperg bis zum 7. früh verweilt. Der Tagebucheintrag vom 6. beginnt: „An dem Gedichte redigirt." Der vom 7.: „Sonntag, das Gedicht fortgesetzt. Abschied vom Grafen und der Familie. . . . Waren um 9 Uhr ausgefahren." Weiterhin: „In Eger gegen 1 Uhr . . . NB. Gleich nach der Ankunft Abschrift der neuesten Strophen." Erst am 12. (Fahrt von Hof bis Pösneck) wieder eine Erwähnung: „Nach Sonnenuntergang in Pösneck eingetroffen. Das Gedicht abermals unterwegs durchgegangen und Bemerkungen gemacht." Am 13. kommt Goethe nach Jena, am 17. Mittags nach Haus. Hier (wie oben schon angeführt) beginnt er sogleich die „Abschrift des Gedichts". Also vom 5. bis zum 7. September ist es, zum größten Theil sicher, zu Stande gebracht, unterwegs, auf Hartenberg und in Eger. Am 12. liegt es als ein Ganzes vor, das durchgenommen und mit „Bemerkungen" versehen wird.

Das Stations- und Stundenregister des Tagebuchs bekommt erst zusammengehalten mit Goethes Aussage eine Bedeutung, und so läßt sich von den knappen Zeilen manches noch ablesen. Auch jetzt gilt, wie in den Zeiten, wo der Gedanke an Lili ihn weckte, ihr Bild ihm vor-schwebte, das Wort: „Die Morgenstunden gehörten der Dichtkunst.“ So eröffnet sich die Elegie auch mit dem Morgenbilde. Sonnenhaft tritt die Geliebte ans Himmelsthor. „Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle“ dem Hoffnungseligen (V. 72), und auch dem Zweifelhafteu und Tagenden bleibt sie das hohe Gestirn, „undeutlich jetzt, und jetzt im reinsten Strahlen.“ (V. 124.)

„Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes“, das ist die Elegie ganz und gar. Niemand kann sich ihrem Pathos entziehen, das zuletzt, unerwartet, in erschütternde Wehflage aus-hallt. Ihren Lieblingen geben die Götter alles ganz, auch „alle Schmerzen, die unendlichen“. Goethe hat das früh erfahren.*) Wunderbar aber ist es, daß von dem leidenschaftlichen Zustande jener Tage die Elegie allein Kunde giebt. Während der Ruhetage in Eger, am 8., 9. und 10. September, hat Goethe umfangreiche, Leben, forschen und Dichten betreffende Briefe an Freunde dictirt und geschrieben; keiner verräth auch nur die mindeste Unruhe. „Freude, Friede, Neigung,“ ist die Wunsch- und Segensformel, mit der er zwei Mal das Geschriebene gleichsam besiegelt hat. „Alle Leute be-rufen mich über meine gesunde Heiterkeit“, meldet er den Lieben in Karlsbad, „und ich danke jedermann zum allerschönsten; denn ich hör' es gern, da es mich an alle die Heilmittel erinnert, durch die sie mir geworden ist.“ So spinn't er den Lebens- und Liebesfaden weiter. Er sagt der Mutter so durchsichtig und zuversichtlich wie möglich, was er denkt und hofft. „Der Tochter möcht' ich noch sagen: daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennen gelernt; daß ich sie aber kenne und weiß, was ihr gefällt und mißfällt, wünscht' ich ihr persönlich zu beweisen, in Hoffnung glücklichen Gelingens.“ Und ihr erklärt er es in Versen „Aus der Ferne“, die „den Sinn, ihr zu gehören,“ offenbaren:

Am heißen Quell verbringst Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich Dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie Du wo anders bist.

Wir erkennen darin „das Herz, das sie in sich bewahret“, aber nicht eben die schmerzlich-leidenschaftliche Bewegung dieses Herzens. Und so ist ihm denn die Elegie in der That das Mittel gewesen, sich von dieser Regung zu befreien. Er hat sie gesungen, um „den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt.“ Er wird „wieder sein selbst“ (ein Wort von ihm aus älterer Zeit), indem er „sagt, was er leidet“. Indem er es als Dichter sagt. „Warum beneiden alle Menschen den Dichter? Weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist.“ (Wilhelm Meisters Wanderjahre, I. Buch 6. Kap.) Es war nicht so ueben von Eckermann, daß er bemerkte, die ausgesprochenen Gefühle seien stärker als in den andern Gedichten Goethes, und dabei auch an einen Einfluß Byrons**) dachte; indessen das bis zum Äußersten, nur nicht über die Linie des

*) Gedichte 4, 99. Weimarer Ausgabe.

**) Goethe hat schon vorher von seinem „Byronischen Verhältniß“ gesprochen. Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller, 2. Aufl. S. 106. (27. September 1825.)

Schönen, Gesteigerte des Gefühlsausdrucks entspricht gerade hier einer Seelenforderung, einem inneren Bedürfnis, es bewirkt eine Katharsis, entlastet die Seele von einem Übermaß leidenschaftlicher Spannung.

Daß von diesem wilden Sehnen,
Dieser reichen Saat von Thränen
Götterlust zu hoffen sei,
Mache Deine Seele frei!

Diese Verse, die sich unter der Rubrik „Sprichwörtlich“ verstecken,^{*)} deuten auf eine solche Wirkung, sie klingen wie eine Aufforderung zu dichterischer Selbsthilfe, wie sie Goethes eigenstem Wesen entspricht. Ich weiß nicht, ob sie sich auf die Conception der Elegie beziehen, aber sie lassen sich darauf beziehen. Wie dem auch sei, „Entladungen“, wie sie sich im „Werther“, in der „Elegie“ vollziehen, sind keine Radicalcuren. Jede große Leidenschaft will sich ausleben, mit der Dichtung löst sich nicht alles auf ein Mal von der Seele ab. Am Ende des Jahres ist Goethe in die schwere Krankheit verfallen, deren Ursache Zelter als ein rechter Seelenarzt in jener ungestillten Leidenschaft fand. Und noch „auf neu beblühten Matten“ ist Werthers Geist ihm begegnet. Die Strophen „An Werther“, zur Einführung der neuen Ausgabe des Romans am 24. und 25. März 1824 gedichtet, sind eine Confession — der Ausdruck sei gestattet — des „alten Werther“. „Da ich immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte,“ (hat Goethe noch am Ende seines Lebens zu Eckermann gesagt) „so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zu jener Elegie.“

* * *

„Auch was das größte lyrische Genie in leidenschaftlicher Aufregung oder innig bewegter Stimmung an Seelentönen von sich giebt, wird selten sogleich die letzte Form gewinnen, den reinsten und schlagendsten Ausdruck, dessen er fähig ist. In jeder noch so genialen Improvisation laufen Worte und Wendungen mit unter, die schon abgegriffen sind und dem Dichtenden nur im ersten Feuer gleich bei der Hand waren. Aus einem solchen Hinwurf jeden conventionellen Ton durch einen eigenartigen zu verdrängen, jedes Gleichniß aus zweiter Hand durch ein frisch geprägtes zu ersetzen und so das ganze Gedicht sich völlig anzueignen, ist dann die Aufgabe, die nur mit unermüdllicher Hingebung und künstlerischem Tact gelöst werden kann.“

Ich führe diese Stelle aus Paul Heyfes neuestem Buche^{**)} an, das mir zur guten Stunde zugekommen ist; sie steht in dem Kapitel „Aus der Werkstatt“. Wer in Goethes Werkstatt sich umgesehen hat, muß sie Wort für Wort bestätigen, und ich darf hier wohl als einer der Wissenden reden; denn es ist jetzt ein Vierteljahrhundert her, daß ich versucht habe, „Goethische Gedichte in ältester Gestalt“ zu veröffentlichen und die bildende Mühe, der sie ihre letzte, vollkommene Gestalt verdanken, nachzuweisen.

^{*)} Gedichte 2, 249 f. 590. Weimarer Ausgabe.

^{**)} Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Berlin. Wilhelm Herz 1900. S. 556.

Unser Gedicht, das Product der Leidenschaft, ist zugleich ein Beweis hoher, höchster Künstlerschaft. Die ursprüngliche Gestalt zwar, ich meine diejenige, die dem geistigen Concept gleich war, ist nicht bekannt. Goethe hat sich nicht auf sein Gedächtniß verlassen. Er hat Blatt und Griffel zur Hand; was ihm unterwegs in den Sinn kommt und sich ausgestalten will, zeichnet er auf, in Zügen, denen man Ruhe oder Hast, Gunst und Ungunst der Gelegenheit, Rütteln und Schütteln des Wagens ansieht: Verse und Versansätze, kleine Stücke zu schriftstellerischen Arbeiten, aphoristische Bemerkungen, Beobachtungen, ja einzelne bedeutame Worte. Im Archiv befindet sich der schmale Schreibkalender für das Jahr 1823, den er in Böhmen benutzt hat, mit Eintragungen der bezeichneten Art, auch ein paar Ansätze und Zeilen der Marienbader Gedichte; keine Spur aber von der Elegie, für die in dem Büchlein auch kein Raum gewesen wäre. Von der nicht vorhandenen primitiven Gestalt aber ist die „Abschrift“ entnommen, die Goethe im Tagebuch nennt, am 5. und 7. September.

Diese Abschrift, einst in Eckermanns Besitz, liegt mir vor Augen. Sie füllt, in sorgsam ausgeführter schöner lateinischer Schrift, fünf und eine halbe Folienseite*); die ersten drei Seiten (Strophe 1—12) sind mit Blei, die zwei Mittelblätter (einseitig) und das letzte Halbblatt mit Tinte beschrieben, und nur diese lassen verstehen, wie „an dem Gedicht redigirt“ (6. September) und was gemeint ist mit den Worten: „das Gedicht abermals unterwegs durchgegangen und Bemerkungen gemacht“ (12. September). Denn auf den andern hat sich das Redigiren so vollzogen, daß die letzte bessere Gestalt auf und über die radirte ältere gesetzt wurde. So ist es denn nur an wenigen Stellen gelungen, den ausgelöschten Lettern etwas abzugewinnen. Gleich die ersten vier Zeilen sind zwei Mal geschrieben; aber was zwischen und unter der letzten Niederschrift sich erspüren läßt, ist der bekannten Form gleich. Nur unten auf der dritten Seite sieht man noch mit ziemlicher Sicherheit den ursprünglichen Schluß von Strophe 12:

Erst dämmert Hoffnung auf gekannter Schwelle
Sie selbst erscheint auf einmal wird es helle.

Zwischen diesem und der letzten Gestalt liegt eine nur zum Theil noch erkennbare:

Erst dämmert scheinbar, gleich in Sonnenhelle,

zu der eine Reimzeile gehört, schließend

. . . die öde Stelle.

Ich setze die wenig lohnende augenschmerzliche Betrachtung nicht fort und greife zu dem einen (im Archiv aufbewahrten) mittleren Blatte, das die Strophen 15—17 trägt, nach meinem Gefühl die schönsten Glieder unseres Gedichts.

*) Nur ein Blatt, Str. 15—17 enthaltend, habe ich noch aus Karl Eckermanns, des Sohnes, Hand für das Goethe-Archiv zurückerwerben können (1887). Die übrigen hatte er vorläufig an den Senator Culemann in Hannover veräußert, mit dessen Sammlung sie dann in das Kestner-Museum gelangt sind.

Da beginnt Strophe 14:

In jedes Busens Reine wohnt ein Streben*)

Mit einer kleinen Streichung von zwei Buchstaben erreicht der Dichter viel. Aber er hat, wie nur mit geschärftem Auge erkannt wird, den Anfang mehrmals gemodelt:

Im tiefsten edler [darüber: reiner] Herzen
In unfres Herzens Adel . . .

Am tiefsten hat die redigierende Thätigkeit in die folgenden Strophen (15—17) eingegriffen.

Vor Ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor Ihrem Athem wie vor Morgenlüften
Erbebt, so längst versteint sich starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in labyrinthischen Gräften;
Kein Eigenfinn, kein Eigenwille dauert;
Vor Ihrem Schritt sind sie hinweggeschauert.

Über „erbebt“ steht „zerfließt“; dies ist wieder gestrichen und „zerschmilzt“ unter die Zeile gesetzt. So nun ist das steinerne Gleichniß (das dem Dichter schließlich so wenig gefallen mochte wie Ulrika das Steinreich überhaupt) aufgelöst in das alte urpoetische Bild vom Kampfe und Unterliegen des Winters, und das sieghaft Kindliche wird dem Frühling gleichgestellt.

In der nächsten Strophe sind die Schlusszeilen durch glückliche, einfache Besserung belebt und erhöht. Sie lauteten erst:

Und wenn du je dich vor dem Abend scheuest,
Ganz anders wirts, so daß du dich erfreuest.

Danach:

Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute
Die Sonne sank und sah daß ich mich freute.

Und auch hieran wurde noch unter der Zeile fein nachgebessert (erst mit Blei, dann mit Tinte nachgezogen):

. . . und sah noch was mich freute.

Wir erkennen dieselbe glücklich nachfeilende und zugleich „ins Innere“ feilende Hand des Dichters, wenn wir die siebzehnte Strophe in letzter Form mit unserer Wiederschrift vergleichen (die in der Reinschrift geänderten Worte sind gesperrt):

Drum thu wie ich, und schaue froh verständig
Dem Augenblick ins Auge; seinen Trieben
Entgegne schnell in jedem Sinn lebendig,
Dem Handeln sey's, der Freude, sey's dem Lieben;

*) Auch in der Reinschrift hat erst noch „wohnt“ gestanden, wie sich an der Rasur auf den Buchstaben h n erkennen läßt.

Und wo du bist sey alles, immer kindlich
So bist du alles, bist unüberwindlich.
Du hast gut lehren! Dacht' ich . . .

Und so weist, außer der vorletzten, noch jede der folgenden sieben Strophen Spuren des von Goethe selbst so hoch belobten „Arbeitens zum Besseren“ auf.*) Ein Vers der zwanzigsten Strophe (119) hat folgende Wandlungen erfahren:

Wohl gäb's ein Kraut des Körpers Qual zu stillen
Wohl gäb' es Kräuter Körpers-Qual zu stillen
Wohl Kräuter gäb's die Körper-Qual zu stillen
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen.

Selten hat das Sprachgefühl des Dichters anscheinend unbewußt gewaltet und sein Sinn für den Wohlklang den Ausschlag gegeben.

Sie prüften mich, sie sandten mir Pandoren,

wie es in der letzten Strophe ursprünglich lautet, hätte aus innern Gründen kaum einer Correctur bedurft. Die Götter prüften, indem sie sandten: das prägt sich in dieser Fassung noch deutlicher ein als in der letzten.**)

Auch der Herausgeber einer Goethischen Dichtung „hat gut lehren“, wenn er das Vorhandene, und so nach Möglichkeit alles der letzten Gestalt Vorangehende nutzen kann und mitsprechen läßt. Einzelheiten mag man erklären; als ein Ganzes, ihrem Hauptsinne nach, spricht die Dichtung sich nur selbst aus. Ein wahres Gedicht ist nach Goethes Ausspruch „auch Natur“, und wie diese, „enthüllt es sein Geheimniß dem Zulänglichen“, das heißt dem, der durch Stimmung und innerliches Erlebniß hinanreicht. Eine andere Erläuterung als die geschichtliche möchte ich, wo es um ein so seelenvolles Product sich handelt, nicht versuchen.

Goethe hat die Elegie 1827 in der Ausgabe letzter Hand veröffentlicht. Dort erschien sie (in der ersten Abtheilung des dritten Bandes) nach der „Ballade“ (vom vertriebenen Grafen) und der Paria-Trilogie als das große Mittelstück der „Trilogie der Leidenschaft“. Das Gedicht an die Szymanowska, jene kleine „Elegie von Marienbad“, in Wirklichkeit das Präludium der großen, ist als Schlußwort — „Ausöhnung“ — angegliedert; die erst im Frühjahr 1824 gedichteten freien Strophen „An Werther“ treten als Prolog voran. Goethe hat, wie wir aus den Unterhaltungen mit Eckermann wissen, im hohen Alter eine Vorliebe für Trilogien gehabt.

Betrachten wir indeß die Elegie, worauf sie ja ihrer Entstehung nach Anspruch hat, für sich allein, und jetzt zumal in der Kunstgestalt der Reinschrift, so ergiebt sich beim ersten Anblick,

*) Wer sie im Einzelnen verfolgen will, sei auf die „Lesarten“ im dritten Bande der Weimarer Goetherausgabe verwiesen. Einige werthvolle Berichtigungen und Zusätze hat die jetzt gemeinsam mit Julius Wahle vollbrachte Collation ergeben.

**) Das gleiche Wort („Mich zu prüfen, zu verführen“) und dieselbe herbe Auffassung („Denn von oben kommt Verführung. Wenns den Göttern so gefällt“) in der Paria-Legende. Gedichte 3, 13 S. 107—112. Weimarer Ausgabe.

daß sie selbst schon die Dreigliederung in sich trägt. Die erste Strophe steht wie ein selbständiges Gedicht für sich; und eben so stellen sich die beiden letzten Strophen als ein besonderes Gebäude dar. Wir werden augenfällig davon überzeugt, daß ein ideeller Raum sich dehnt zwischen ihnen und dem großen Mittelgebäude. Eine Reihe von Tagen zwischen dem Inhalt des Prologs und dem folgenden, zwischen „Willkommen und Abschied“ — und ein fühlbarer Abstand, ja eine Kluft zwischen dem Selbstgespräch des Wandrers, der träumerischen Wiederholung des Vergangenen, und der Ansprache an die Genossen des Weges, die, wie sie zu ihm herantreten, die Gegenwart geltend machen.

So haben wir uns denn mit Auge und Gemüth dem Manuscript wieder zugewandt, das in Ganzen seiner Erscheinung, in den ruhigen, ebenmäßig schönen Zügen der Handschrift uns verkündet, wie der Dichter „in seines Herzens Adel“ und kraft des Adels seiner Kunst dem Schwersten und Schmerzlichsten obzusiegen vermocht hat. Es mag nun mancher, der sie vor Augen hat, wie einst Eckermann an jenem Novemberabend 1823 gegenüber dem schlummernden Dichter, die Empfindung des ersten Lesers in seinem Innern wiederholen: „Die jugendlichste Gluth der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, erschien mir als des Gedichts durchgreifender Charakter“.

Ein Supplement, wie die Handschrift zum Bilde, nur in bescheidnerem Grade, möchte das sein, was hier auszuführen versucht ward. Eine Ergänzung auch zu dem, was ich über Ulrike und Goethe für das Jahrbuch bereits geschrieben habe. Nur Worte des Dankes habe ich noch hinzuzufügen, eingedenk mannichfacher werthvoller Mitwirkung: sie gelten vornehmlich Carl Ruland, der nicht bloß für die Beisteuer des Goethehauses, sondern auch für das Gewand dieses „Bändchens“ unserer Schriften Sorge getragen hat — der Reichsdruckerei sodann und dem Leiter ihrer chalcographischen Abtheilung, Professor Wilhelm Koesel, in dessen Hand die Reproduction der Handschriften wie des Bildes gegeben war*) — schließlich der Direction des Kestner-Museums in Hannover, welche mir die wiederholte Benutzung des dortigen Materials auf das freundlichste gestattet hat.

Weimar, den 30. October 1900.

Bernhard Suphan.

*) Die Facsimiles der Handschriften wurden direct nach den Originalen hergestellt, die Heliogravüre nach einer Aufnahme des Hofphotographen E. Held in Weimar.



Weimar, — Hof-Buchdruckerei.

Elegie

Und wenn der Mensch in seiner Quaal verstummt
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.



Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen²
Von dieses Tages noch geschlossener Blüte.²
Das Paradies, die Hölle steht dir offen,
Wie wanzelsinnig regt sich im Gemüthe¹ —
Kein Zweifel mehr! Sie tritt ans Himmels Thor,
Zu Ihren Armen hebt Sie dich empor.



So warst du denn im Paradies empfangen
Als wärest du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschau'n dieses einzig Schönen
Versiegt gleich der Quell sehnsüchtiger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schrien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abenduff, ein treu verbindlich Siegel
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glühen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar doch keine ganz den andern.

Der Fuß der letzte, grausam süß, geschnesend
Ein herrliches Geflecht verschlungner Arminen;
Nun eilt, nun stoßt der Fuß die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von binnen;
Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
Es blüht zurück die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
Dies Herz sich nie geöffnet, selige Stunden,
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette,
An Ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mismuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
Belastens nun in schwerer Atmosphäre.

Ist denn die Welt nicht übrig? — Felsenwände
Sind sie nicht mehr gerönt von heiligen Schatten?
Die Ernte reift sie nicht? Ein grün Gelände
Zieht sich nicht hin am Fluß durch Busch v. Matthe?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltet bald und bald gestaltenlos?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraphgleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich es Ihr, am blauen Aether droben,
Ein schlancz Gebild aus lichthem Duft empor;
So sahst du Sie in frohem Tanze walten
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden
Ein Luftgebild statt Threr fest zu halten;
In's Herz zurück! dort wirst du's besser finden,
Dort regt Sie Sich in wechselnden Gestalten;
Zu Vielen bildet Eine Sich hinüber,
So tausendfack, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang Lie an den Pforten weilt
Und mich von dannauf Stufenweis beglückt,
Selbst nach dem letzten Fuß mich noch erreicht,
Den letzten mir auf die Lippen drückt;
So klar beweglich bleibt des Bild der Lieben,
Mit Flammenschrift in's treue Herz geschrieben.

In's Herz das fest wie zinnenhohe Mauer
Sich Ihr bewahrt und Sie in sich bewahrt,
Für Sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weis von sich wenn Sie Sich offenbart;
Sich froher fühlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt für alles Ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfnis
Von Gegenliebe weggelöscht, verschwunden;
Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschließen, rascher That sogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeistert
Ward es an mir auf's lieblichste geleistet;

Und zwar durch Sie! — Wie lag ein inneres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommener Schwere,
Von Schauerbildern rings der Blitz umfangen
Im wüsten Raum beselbter Herzensteere,
Nun dämmert Hoffnung von begannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hieneiden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich ich wohl der Liebe keitem Frieden.
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu hören
Den tiefsten Sinn, den Sinn Ihr zu gehören.

In unserm Busens Reine wagt ein Streben
Sich einem höhern, reinern, unbekanntern,
Aus Danczbarkeit freywillig hinzugeben
Enträttselnd sich den ewig ungenannten;
Wir heißen's: fromm seyn! - Solcher seligen Höhe
Fühlt ich mich theilhaft wenn ich vor Ihn stehe.

Vor Ihrem Blick, wie vor der Sonne Watten,
Vor Ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften
Herschmilt, so längst sich eifig starr gehalten,
Der Selbstsinn hier in winterlichen Gräften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor Ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist als wenn Sie sagte: Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gestrige lies uns geringe Kunde,
Das Morgende! Zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sancz und sah noch was mich freute.

Drum thu wie Ich und schaue froh verständig,
Dem Augenblick in's Auge! Heil Vertrieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sey's, zur Freude, sey's dem Lieben;
Nur wo du bist sey alles, immer zündlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich. »

Du hast gut reden dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite,
Sich Augenblicks den Günstling des Geschickes;
Mich schreucht der Witz von Dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir so hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jähigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßte es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen.
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Path als gränzenlose Thraenen.

So quellt den fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie gelang's die innre Glut zu dämpfen!
Schon reißt's und reißt in meiner Brust gewaltfam,
Ho Tod und Leben grausend sich bezämpfen.
Wohl Kräuter gaeb's des Körpers Quaal zu stützen;
Aber dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen;
Fehlt's am Begriff: wie sollt er Sie vermessen?
Er wiederholt Ihr Bild zu tausend malen.
Das gaudert bald, bald wird es weggerissen,
Undeulich jekt und jekt im reinsten Stralen;
Wie gönnt' dies geringstem Troste frommen?
Die Ebb und Flut, das Gehen wie des Kommen!



Verläßt mich hier, getreue Weggenossen!
Läßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forschet, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimnisse werde nachgestammelt.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verlohren,
Doch ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich verließen mir Pandora,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligem Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.





